

**«Den Zeitfaktor habe ich erst im Forelhaus so richtig schätzen gelernt»**

Regina Burri im Gespräch mit Jürg Dennler,  
Leiter des Forelhauses Zürich



**R. Burri:** Du bist seit drei Jahren Leiter des Forelhauses. Bitte beschreibe kurz euer Haus und die Zielgruppe eurer Einrichtung.

**J. Dennler:** Das Forelhaus Zürich (FHZ) ist eine sozialtherapeutische Institution im teilstationären Bereich, d.h. die Bewohnerinnen und Bewohner leben im Haus, gehen tagsüber aber einer Arbeit oder Beschäftigung nach. Unsere Zielsetzung ist darauf ausgerichtet, die letzte Station auf dem Weg zu einem möglichst selbstständigen Leben zu sein. Das FHZ ist abstinentorientiert. Nach einem Entzug und einem längeren Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik oder in einer Fachklinik für Suchtprobleme, bieten wir unseren Bewohnern und Bewohnerinnen die Möglichkeit, in einem geschützten Umfeld zu wohnen und die nötigen Schritte zur sozialen Reintegration vorzunehmen. Für viele bedeutet dies das Einüben neuer Alltagsabläufe. Die meisten unserer Bewohnerinnen waren gezwungen, ihren Arbeitsplatz oder sogar den Beruf aufzugeben. Bei uns haben sie die Gelegenheit, Abklärungen hinsichtlich künftiger Arbeitsfähigkeit zu machen und solche auszuprobieren, denn die Stadt Zürich bietet eine ungeahnte Vielfalt an Beschäftigungs- und beruflichen Wiedereingliederungsmöglichkeiten, die vom FHZ genutzt werden können.

Wir sehen uns für eine grosse Bandbreite von Abhängigen zuständig. Der Informatiker oder Lehrer, der nach einer stationären Suchttherapie zuerst den Alltag unter gesicherten Bedingungen wieder einüben möchte und nur etwa ein halbes Jahr bei uns weilt, ist genauso am richtigen Ort wie der Drogenabhängige ohne Ausbildung, der zum Beispiel in einem Methadonprogramm ist. Gemeinsame Voraussetzung für alle Aufnahmen ins FHZ ist die Entscheidung zur Abstinenz.

**R. Burri:** Im Jahr 2002 war das Forelhaus Zürich ausgesprochen aktiv. Ihr habt euer 25-Jahr-Jubiläum gefeiert, das Haus renoviert, ein neues Gruppenkonzept eingeführt, ein neues Konzept mit dem Namen «Teil-Time-out» vorbereitet, eine Homepage eingerichtet und die QuaTheDA Zertifizierung erhalten. Was hat euch so beflügelt?

**J. Dennler:** Sicher gab es einen gewissen Modernisierungsbedarf des Betriebes, als ich im Jahr 2000 die Leitung des FHZ übernommen habe. Auch haben wir im Jahr 2000 unsere Tarife deutlich angehoben, was leider dazu geführt hat, dass so genannte Selbstzahlerinnen in unserem Hause rar wurden. So haben wir leider ca. 40 % unserer Stammkundschaft verloren. Die meisten Suchtmittelabhängigen, die heute zu uns kommen, sind von der Fürsorge finanziert. Wie sich an der zunehmenden Zahl von Geldverwaltungen, IV-Belegungstagen und der stark gestiegenen Anzahl Medikamente, die unsere Bewohnerinnen einnehmen, ablesen lässt, bringen sie insgesamt grössere psychosoziale Defizite mit. Andererseits waren wir in den letzten drei Jahren nie vollständig ausgelastet. Gemäss der Antwort auf das Postulat Bolleter «Überprüfung der Versorgungsstrukturen zur Bekämpfung und Behandlung des Alkoholismus im Kanton Zürich» werden im Kanton Zürich jährlich 6000 Behandlungen von Alkoholabhängigen in einem Spital oder einer anderen stationären Institution gezählt. Diese Zahlen sprechen für sich. Der Bedarf nach einem Angebot wie dem Forelhaus müsste viel grösser sein. Es ist für mich wenig nachvollziehbar, warum wir keine Warteliste führen müssen.

Um Abhilfe zu schaffen, haben wir uns einerseits entschlossen, mehr Öffentlichkeitsarbeit zu machen, andererseits aber auch gefragt, welches Angebot

einen grösseren Kreis von Betroffenen ansprechen könnte. Unserer Vermutung nach besteht eine Versorgungslücke für Menschen mit Alkoholproblemen, die einen stationären Aufenthalt brauchen, aber keine längerfristige stationäre Therapie machen können, weil sie in eine Familie und eine Arbeitsstelle eingebunden sind. Diesen Menschen bieten wir seit diesem Frühling ein neues Projekt an: Das so genannte Teil-Time-out. Mit einer dreimonatigen Krisenintervention möchten wir die Gelegenheit bieten, soziale Bezüge zu erhalten und zu stärken. Das Teil-Time-out soll den Betroffenen eine Atempause und Abstinenzphase ermöglichen, in der sie ihre Situation neu einschätzen und sich überlegen können, ob sie mit der Durchführung gewisser Veränderungen in den alten Strukturen weiterleben und -arbeiten können. Mit dem Teil-Time-out können wir Menschen mit Alkoholproblemen nach einem Entzug und einer kurzen stationären Therapie eine Lösung zwischen einer langen stationären Therapie und einer Rückkehr nach Hause anbieten. Voraussetzung für die Aufnahme in dieses Projekt ist die Fähigkeit, die Abstinenz zumindest unter kontrollierten Bedingungen aufrechtzuerhalten.

**R. Burri:** Vor zwei Jahren habt ihr vom Blauen Kreuz die Obsthalle in Zürich-Affoltern übernommen. Seid ihr auf Expansionskurs?

**J. Dennler:** Gelegenheiten, um unsere «Produktepalette» zu erweitern, nehmen wir heute und auch in Zukunft gerne wahr. Wir wollten schon seit längerer Zeit ein Projekt für Langzeitwohnen verwirklichen. Menschen, die aus dem FHZ austreten, ziehen aus Mangel an Alternativen oft alleine in eine Wohnung. Für viele dieser Menschen halte ich diese Wohnform für fatal oder zumindest für ungeeignet. Es braucht Wohngelegenheiten für Suchtmittelabhängige, die sich zur Abstinenz entschieden haben und in einer Gemeinschaft leben wollen. Deshalb wollten wir eine Wohnform schaffen, die den Bewohnern und Bewohnerinnen sowohl Rückzug als auch Gemeinschaft ermöglicht. Mit der Übernahme der Obsthalle bot sich uns die Gelegenheit, dieses Vorhaben zu verwirklichen. Wer bei uns wohnt, verfügt über ein eigenes Stockwerk mit zwei Zimmern und einer Nasszelle. Zwei Gemeinschaftsküchen und ein Gemeinschaftsraum erlauben ein Zusammenwohnen in lockerer Form. In 14-tägigen - vom für das Langzeitwohnen Obsthalle zuständigen Sozialtherapeuten geleiteten - Sitzungen werden alle Schwierigkeiten besprochen, die sich aus dem Zusammenleben ergeben. Das Konzept sieht auch eine durch eine Fachstelle für Alkoholprobleme geleistete, individuelle Begleitung vor, denn das können und wollen wir nicht abdecken.

Das Langzeitwohnen Obsthalle ist selbsttragend - der Start wurde übrigens finanziell vom Blauen Kreuz und vom Kulturprozent der Migros unterstützt. Je nach Grosse der Wohneinheit kostet ein Platz in der Obsthalle heute zwischen Fr. 1200.- und Fr. 1400.- im Monat.

Auch in der Obsthalle ist die Bereitschaft zu einer kontrollierten Abstinenz eine Aufnahmebedingung, die unserem Projekt erst den eigentlichen Sinn gibt: Durch die kontrollierte Abstinenz unterscheidet sich die Obsthalle von anderen Wohnformen für abhängige Menschen in der Stadt Zürich.

**R. Burri:** Welche Erfahrungen macht ihr mit diesem Projekt?

**J. Dennler:** Das Langzeitwohnen entspricht einem grossen Bedürfnis, alle Wohneinheiten der Obsthalle waren bald vermietet. Bisher mussten wir zwei Bewohnerinnen kündigen, weil sie die Abstinenz nicht aufrechterhalten konnten. Eine davon entschied sich nochmals ins FHZ zurückzukommen, die andere schlug andere Wege ein.

Die Bewohnerinnen können so lange in der Obsthalle leben, wie sie möchten. Deshalb führen wir auch keine Warteliste. Weil das Bedürfnis nach dem Langzeitwohnen so gross ist, haben wir uns das etwas gewagte Ziel gesteckt, bis zum Jahr 2010 sieben betreute abstinente Wohngemeinschaften mit unterschiedlichem Betreuungsumfang aufgebaut zu haben. Ein Hauptproblem bilden natürlich die fehlenden geeigneten Liegenschaften.

Gar nicht so wenige unserer Bewohnerinnen brauchen eine langjährige professionelle Begleitung, bis sie in der Lage sind, ihr Leben zufriedenstellend zu führen. Viele haben ziemlich untaugliche Muster, um den Alltag zu bewältigen. Etliche leiden auch an zwar nur diskreten Hirnleistungsdefiziten, diese wirken sich aber im Alltag deutlich aus. So sind sie oft nicht in der Lage, bei einer IV-Anmeldung die notwendigen Informationen beizubringen und hoffen, dass sich diese Lücken irgendwie füllen werden. Dann vergessen sie oft ihre Termine oder sind nicht fähig, sich plastisch vorzustellen, wie ihr künftiges Leben aussehen könnte. Es tritt manchmal ein Grad an sozialer Verwahrlosung auf, den die Betroffenen kaum realisieren und nur schwerlich auffangen können. Insgesamt müssen sich viele von Illusionen verabschieden, um auf den Boden der Realität zu kommen und Wege zu begehen, die mittel- und langfristig auch gangbar sind. Und das braucht Zeit. Den Zeitfaktor habe ich erst in der Arbeit im Forenhaus Zürich so richtig schätzen gelernt: Wer bei uns ist, braucht Zeit und darf Zeit haben.

Gerade bei Leuten, die im Anschluss an eine stationäre Langzeittherapie ins

FHZ kommen, läuft zuerst oft einige Monate alles glatt. Ist dann der graue Alltag eingeschliffen, kann es plötzlich zum Rückfall kommen. Eine unserer Bewohnerinnen hat nach acht Monaten unvermittelt eine Flasche Schnaps gekauft und diese in einem Zug geleert. Es war ihr völlig unklar, wie es dazu kommen konnte. Erst nach zwei weiteren Rückfällen wurde ihr bewusst, was ablief. Ich finde den Prozess dieser Bewohnerin toll. Aber solche Entwicklungen brauchen Zeit, erst recht bei Personen, die über wenig Introspektionsfähigkeit verfügen. Manchmal habe ich den Eindruck, wir bieten unseren Bewohnern und Bewohnerinnen eine Oase in einer gehetzten Zeit an. Allerdings haben auch wir nicht unbeschränkt Zeit. Für zwei Bewohner, von denen der eine fünf, der andere sogar zehn Jahre hier blieb, mussten wir nach anderen Lösungen suchen, denn es war offensichtlich, dass sie zwar gerne hier lebten, aber vom therapeutischen Prozess nicht mehr profitieren konnten.

**R. Burri:** Welche Erkenntnisse machst du im Umgang mit den Bewohnern und Mitarbeitenden?

**J. Dennler:** Im Laufe meiner ersten zwei Jahre hier im Forelhaus Zürich konnten wir verfolgen, wie sich ein zunehmender Vereinzelungsprozess entwickelt hat, vielleicht weil immer mehr Leute hier wohnen, die ziemlich beeinträchtigt sind. Wir haben uns deshalb überlegt, was wir unternehmen könnten, damit die Bewohnerinnen mehr voneinander profitieren und so etwas wie eine echte Gemeinschaft entwickeln könnten. Um den Prozess zu intensivieren, haben wir die Intervalle der Gruppensitzung von 14 Tagen auf eine Woche verkleinert. Diese Massnahme behebt die Mängel zwar nicht vollumfänglich, wirkt ihnen aber entgegen. Auch unsere Haussitzung haben wir etwas umgestaltet und dem «Miteinander» mehr Gewicht gegeben. Die Befindlichkeitsrunde offenbart schöne Ansätze zu einer offenen und unterstützenden Gemeinschaft. Alle bringen sich ein und werden gehört. Dadurch entsteht in diesen Runden manchmal etwas Feierliches und alle Teilnehmenden haben etwas davon.

Auch mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern können Probleme gelöst werden, wenn alle bereit sind, sich offen und arbeitsbezogen miteinander auseinander zu setzen. Da lobe ich mir das kleine Haus mit zwölf Mitarbeitenden, in dem solche Prozesse möglich sind. Man kann vieles informell regeln, und es wirkt ansteckend auf unsere Bewohnerinnen, wenn wir einander unterstützen und gemeinsame Ziele erreichen.

**R. Burri:** Wir danken dir für diesen aktuellen Einblick in euer Haus.